



Hamburg 1955 – der noch 14-jährige Uwe wird von seinem Vater, der ein Pelzgeschäft betreibt, in die Kürschnerlehre gegeben. Im Takt der Stechuhren lernt der junge Mann die kreative Präzision, die das heute fast ausgestorbene Handwerk erfordert, schult den Blick für das Material, die Kundinnen, die Tücken und Geheimnisse dieser Kunst. Er lauscht den Geschichten der Kollegen, schließt Freundschaften, bekommt Bücher empfohlen, entdeckt die Stadt und den Jazz. Der Lehrling, der vom Schreiben träumt, liest heimlich im Sortierzimmer Salinger und Camus, begleitet den »Roten Erik« auf die Reeperbahn, erkundet mit dem Kollegen Johnny-Look, reichlich schüchtern noch, die Liebe, wird von Meister Kruse politisch initiiert und streitet sich nun umso intensiver mit dem Vater über die NS-Zeit.

Inzwischen ist auf dem Pelzmarkt ein Preiskampf ausgebrochen, das Kürschnergeschäft der Familie floriert nicht mehr, und als der Vater plötzlich an einem Herzinfarkt stirbt, muss der 18-Jährige ein völlig überschuldetes Geschäft sanieren. Die harte Arbeit und die großen Sorgen bringen ihn nicht ab von der Vorstellung eines ganz anderen Lebens.

Ein großartiges Buch der Erinnerungen und des Aufbruchs, präzise und poetisch.

UWE TIMM, geboren 1940 in Hamburg, lebt in München und Berlin. Zuletzt erschienen sind die Romane *Vogelweide* (2013) und *Ikarien* (2017) sowie Reflexionen zur Macht der Utopie in *Der Verrückte in den Dünen* (2020).

UWE TIMM

Alle meine Geister

BÜCHERGILDE GUTENBERG

Zum Schutz von Personen wurden Namen  
zum Teil verändert und Handlungen, Ereignisse  
und Situationen an manchen Stellen modifiziert.

Lizenzausgabe für die Mitglieder  
der Büchergilde Gutenberg Verlagsges. mbH,  
Frankfurt am Main, Wien und Zürich  
[www.buechergilde.de](http://www.buechergilde.de)

Mit freundlicher Genehmigung  
des Verlags Kiepenheuer & Witsch, Köln  
© 2023, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Gesetzt aus der Stempel Garamond

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Einbandgestaltung: Marion Blomeyer, München

Foto Vorsatz: »Jazz Club January 1955«

© Trinity Mirror / Mirrorpix / Alamy Stock Foto

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany 2024

ISBN 978-3-7632-7523-6

I.

Das Kind beobachtet das Rotkehlchen auf dem Ast. Das Kind wartet. Der kleine Vogel sitzt und fliegt nicht. Auch die anderen Vögel, die Bussarde, Sperber, die beiden Kanarienvögel, sitzen auf ihren Ästen und fliegen trotz ausgebreiteter Schwingen nicht auf. Das Kind wartet. Die Tiere sind wie im Märchen erstarrt. Das mächtige Buch, in mattrotes Leinen gebunden, mit einer geprägten Goldzeichnung: Ein bärtiger Riese steht hinter einer Tanne, davor der Däumling. Ein Wunderbuch. Auf den Papierseiten glänzt und blitzt es. Diamanten, sagt der Vater, aus der Schatztruhe von König Drosselbart. *Grimms Märchen*. Die erste eindrückliche Wahrnehmung eines Buchs, das jetzt hinter mir im Schrank der ausgewählten Bände steht. Die Augen der Mutter wandern beim Vorlesen hin und her. Die Vorfreude auf das Umblättern, die zarten Aquarellbilder, das tapfere Schneiderlein, die erstarrte Zeit in Dornröschens Schloss, der Däumling, der mit seinem Spazierstock, einer Stecknadel, durch den Schornstein mit dem Rauch in die weite Welt hinausgetragen wird, und der Schrecken, König Blaubarts Schloss, das verbotene Zimmer. Geschichten, die

wiederholt werden konnten, gleichbleibend, und sich doch durch Fragen des Kindes und Antworten der Mutter veränderten. Stille. Draußen war Krieg. Pommernland ist abgebrannt, sagte die junge Frau des Leutnants, die mit uns zur Untermiete in dem ziegelroten Haus wohnte, an der Itz, in Coburg.

Unter der Zimmertür der Lichtschein, dort sitzt die Mutter, liest oder näht. Draußen auf der Straße ziehen die dem großen Morden entkommenen Menschen vorbei.

Im Herbst die Rückkehr nach Hamburg. Eine Trümmerstadt. Schuttberge. Geruch nach feuchtem Mörtel. Wohnen und schlafen in einem zugigen Kellerzimmer mit einer Eislandschaft an der Wand. Hunger und abermals Hunger. Die Mutter, der Vater lesen vor: Geschichten aus *Tausendundeine Nacht*. Der magnetische Fels, an dem die Schiffe zerschellen. Die Palastpforte, durch die der Sultan als Bettler geht. Der Bucklige. Die Gärten. Die Rose. Das Wasser. Der Zauberer. Der Dichter. Der Handwerker.

1955, kurz vor meinem fünfzehnten Geburtstag, stellte ich mich bei Erich Levermann vor. Gekommen war ich mit dem Vater, der, obwohl er das Kürschnerhandwerk nicht erlernt hatte, ein kleines, aber gut gehendes Pelzgeschäft betrieb, das er Atelier nannte. Er hatte uns bei Erich Levermann angemeldet. Ein Selbstständiger, worauf der Vater Wert legte, sprach zum Selbstständigen, wenn auch der Unterschied in der Selbstständigkeit erheblich war, der Betrieb des Vaters hatte, samt Chauf-

feur, zwölf Angestellte, der von Levermann an die sechzig. Erich Levermann saß im Büro hinter einem breiten Schreibtisch und ihm gegenüber der Vater. Ich stand daneben und blickte aus dem Fenster auf ein gegenüberliegendes Bürohaus, darüber der Himmel. Schien die Sonne oder war es nieselig grau? Ein Tag im März, nicht mehr Kind, aber noch nicht erwachsen. Woran dachte ich? Dass in dem Gespräch über mein Leben verhandelt wurde? Wahrscheinlich dachte ich an den Einbeinigen aus der *Schatzinsel*. Das für Jugendliche gekürzte und illustrierte Buch las ich gerade zum zweiten oder dritten Mal. Draußen flog hin und wieder eine Möwe vorbei, dieses schwerelose Gleiten, diese jähen Abstürze, als hätten sie sich an der Luft gestoßen. Die Binnenalter war nah, nur einen Büroblock entfernt. Die beiden Männer redeten über mich. Was sie sagten, davon ist mir nichts im Gedächtnis geblieben. Die Hände aus den Taschen, hat der Vater gesagt, bevor wir ins Büro gingen. Ich trug den dunkelblauen Konfirmationsanzug, ein weißes Hemd. War die Krawatte grün? Sie war grün, sagt eine Stimme in mir, nein, hellblau, sagt eine andere Stimme. Das Blau war eine sichere Farbe. Die Farbe Grün konnte ins Braun spielen. Nicht Farbenblindheit, aber eine Farbenschwäche im Rot-Grün-Bereich. Das durfte nicht erwähnt werden. Aber die feinsten Grauschattierungen konnte ich sehen und genau bestimmen.

Den Beruf des Kürschners hatte ich mir nicht ausgesucht, so wie auch der Vater ihn nicht für sich ausgesucht hatte. Sein Wunsch war wohl gewesen – er sprach nicht darüber –, Künstler zu werden. War es



seine Entscheidung, dass ich auf der Volksschule blieb? Vielleicht wollte der Vater mich vor einem Versagen auf der Höheren Schule schützen. Meine Aufsätze waren lang, aber voller Fehler. Das Schreiben war ein Stutzen, ein Widerwille gegen die Beliebigkeit der Zeichen. Sie waren so fern von dem, was sie bezeichneten, warum, sagt die Erinnerung, muss der Schwan mit einem a geschrieben werden, da er doch zwei Flügel hat? Die Autorität der Zeichen, die durch die Lust am Erzählen überwunden wurde. Dieses gewundene Wort: Rechtschreibschwierigkeit.

Die Möglichkeit, dass ich sitzen bleiben könnte, schreckte den Vater. Besser ein guter Volksschüler als ein schlechter Gymnasiast. Und überhaupt sollte der Junge, nachdem der ältere Sohn gefallen war, einmal das Geschäft übernehmen. Ich schickte mich in die Entscheidung. Die Trauer über den Verlust der Freunde, die zum Gymnasium wechselten, darunter der beste, Klaus Meyer. Der Schmerz, zurückzubleiben. Ich stand da und hörte den beiden Männern zu, die rauchten und Kaffee tranken. Der Nochvierzehnjährige spürte in seiner verträumten Abwesenheit, dass der sonst so souverän auftretende Vater hier zum Bittsteller wurde. Levermann hatte nochmals die Bewerbung gelesen, mein Zeugnis studiert und in unser abwartendes Schweigen hinein gesagt, eigentlich stelle er nur Lehrlinge mit Abitur oder Mittlerer Reife ein. Aber gut, sagte er, das Zeugnis ist in Ordnung.

Der Vater und Levermann gaben sich die Hand. Ich wurde mit einem Kopfnicken entlassen.

Wir fuhren mit dem Fahrstuhl hinunter.

Geschafft, sagte der Vater, und du machst mir keine Schande!

Das Wort Schande bezeichnete alles, was die so mühsam aufgebaute Existenz der Familie, die Selbstständigkeit, hätte vernichten können.

Das Pelz- und Modehaus *Levermann* lag in der Hamburger Innenstadt, dem Rathaus nah. Es war das größte Pelzgeschäft in der Stadt und galt als elegant und solide, allein *Edelpelz Berger* hatte ein vergleichbares Niveau, mit einem nicht unwesentlichen Unterschied: Dessen Namensgeber und Besitzer Otto Berger begleitete der Ruf eines genialen Modisten, der, wenn die ausgefallenen Modelle seiner Mäntel nicht den richtigen Faltenwurf zeigten, im Entwurfsatelier tobte und einmal einen Stellspiegel mit einem Stuhl zertrümmert haben soll. Alltagsmythen, die sich um jeden gefragten Schneider, Friseur, Künstler oder Kürschner ranken. Sie alle dürfen, ja müssen etwas Außerordentliches, auch Verrücktes haben, den Ausweis des Genialen. Nichts davon hatte Erich Levermann, dafür war die Firma – und mit ihr die Lehrlinge und Meister – mit zahlreichen Preisen für solides Handwerk ausgezeichnet worden. Die Modelle wirkten zeitgemäß, also modern, aber in Maßen, sodass man nicht über die Form der Mäntel stutzte und den Trägerinnen irritiert nachblickte.

Unten, an dem Eck Bergstraße und Hermannstraße, zog sich an zwei Seiten die breite Fensterfront der

Firma *Levermann* entlang, eine der Kunststoffpuppen trug einen Ozelotmantel. Wir blieben vor dem Fenster stehen. An keiner Stelle war zu erkennen, wo die zwei Felle, um die Länge des Mantels zu erreichen, aneinandergesetzt worden waren, das feine und dichte, falbbraun bis gelbrötlich glänzende Fell, oben an Kopf und Hals die dunklen Längsstreifen, die sich in Reihen zu Voll- und Ringflecken auflösten, dieser so stauenswerte Farbschutz, der das Tier im Laub verbergen konnte, war hier ausgestellt.

Das sind die Könner unter den Kürschnern. Wenn du mal so einen Mantel machen kannst, dann hast du es geschafft, wird der Vater gesagt haben.

Das waren so ganz andere Schaufenster als das eine mit der darüber leuchtenden milchweißen Neonröhren-Schrift *Pelze Timm*. Das *Pelze* in Schreibschrift mit einem schwungvollen, aus dem *E* kommenden Unterstrich, darunter das *Timm* in Blockschrift. Die Schrift hatte der Vater selbst entworfen, und auf dem Foto wirkt sie noch heute – oder schon wieder – modern. Eine kopflose Puppe stand im Schaufenster und trug wochenweise wechselnde Pelzmäntel: Rotfuchs, Nutria oder Persianer. Neben der Puppe lag ein weiterer Mantel oder eine Pelzjacke und auf der anderen Seite, geometrisch aufgefächert, ein Bündel Nerze oder schwarzer Persianerfelle. Wohlgewählt das gedämpfte, ins Goldene spielende Licht. Und stets ein großer Strauß frischer Blumen, die dem Schaufenster etwas Privates, Einladendes geben sollten. Tatsächlich leuchtete das Geschäft in der Nacht und zog die weni-

gen Passanten auf dem Eppendorfer Weg an. Die kopflose Puppe mit dem angedeuteten schwarzen Samthals war zeitlos und blieb über Jahrzehnte, bis das Geschäft verkauft wurde.

Im Schaufenster Levermanns hingegen konnte man den Sittenwandel verfolgen und datieren, die stilisierten Kunststoffpuppen der Sechzigerjahre lockten in den frühen Achtzigerjahren mit naturalistischen Echthaar-Perücken, schwungvollen Wimpern und zeigten unter halb geöffneten Nerzmänteln schwarz bestrumpfte Beine mit Strapsen. Zwei Jahrzehnte später schmeichelten die Mäntel abstrakten Stahlgestellen.

Im obersten Stock lag die Werkstatt, zwei über Eck gehende große, lichte Räume, hinter deren Fensterreihen der Himmel nahe schien. An der Fensterfront verlief ein durchgehender, fünfundzwanzig Meter langer Holztisch, Esche poliert, an dem neun Kürschner, zwei Kürschnerinnen und sechs Lehrlinge standen oder auf hohen Holzböcken saßen und arbeiteten, ein ruhiges Tun, Felle nach Farbe und Rauche sortieren, in feine Streifen schneiden, die millimeterweise verschoben und ausgelassen wurden, wie es fachgerecht heißt.

Die Kürschnerei zählte im mittelalterlichen Florenz wegen ihres kostbaren Materials, also der Hermelin-, Nerz-, Fuchs- und Biberfelle, zu den sieben Höheren Künsten. Kürschner waren hoch angesehen und in der Stadt wohlgelitten, während die Gerber abgeschieden am Rande der Dörfer und Städte leben mussten, zu nahe waren sie mit ihrer Tätigkeit dem Tod und dem Gestank.

Die weißen Kittel, die säuberlich geschnittenen Schablonen, die Schnittmuster, die geknickten Leder- und Stoffscheren, die silbernen Markier-Rädchen, die hellen, nach Holz riechenden Polarfuchsfelle, die hauchte man darüber, sich vom reinen Weiß ins Hellgrauweiß abschatteten, all das Werkzeug und Material hatte mich lange nicht an den Tod und das Leid der Tiere denken lassen. Da war eine Ferne, wie sie ähnlich die Träger der Pelzmäntel, der Ledertaschen oder der Schuhe fraglos begleitet. Ich war nie mit der Tötung der Tiere oder mit dem Abziehen ihrer Felle in Berührung gekommen. Das Gewerk der Zurichtung habe ich nur einmal anlässlich eines Besuchs in einer Gerberei gesehen. Die räumliche Form des Lebens war in eine Fläche verwandelt worden, die nur noch von fern an das Tier erinnerte.

Die Felle aus der Gerberei rochen nach dem Holz der Sägespäne, mit denen sie geläutert wurden, oder nach einem unbestimmten orientalischen Gewürz. Genaue Berechnungen nach Vorgabe der Schnittmuster für die Länge und Breite der Mantelteile oder Capes, Jacken oder Stolen waren notwendig. Nerzfelle mussten, um auf die Länge eines Mantels zu kommen, in Streifen geschnitten und wieder zusammengenäht werden. Eine Arbeit, die, waren die Streifen nur 0,5 Zentimeter breit, eine ruhige Hand und äußerste Präzision erforderte.

Hinter den Kürschnern an der Werkbank standen in einer Reihe die zehn leise surrenden elektrischen Pelznähmaschinen. Eine Arbeit, die keine Gespräche zuließ. Die Näherinnen saßen, der Rangfolge ihres Könnens

entsprechend, hintereinander, die beste, eine etwas geziert Gehende und Sprechende mit hochgeschnallten Brüsten, saß in der Nähe von Meister Walther Kruse. Hinter ihr kamen all die anderen bis zu der jeweils Jüngsten, die eben ihre Ausbildung abgeschlossen hatte. Das Nähen erforderte beides, Fingerspitzengefühl und Fingerfertigkeit. Die Nähte durften so wenig wie möglich vom Leder erfassen und mussten dennoch haltbar sein. Haare durften nicht eingenäht, die Fellkanten nicht zu hoch sein und die festgelegte Zeit pro Stück nicht überschritten werden. Auch bei dieser mechanischen Arbeit zeigte sich Können. Von den Kürschnern fehlerhaft berechnete Fellstreifen vermochte eine geschickte Näherin ein wenig auszugleichen. Vor allem durften sich in den fertigen Nerz- oder Nutriamänteln die Nahtstellen im Fell nicht abzeichnen. Das unterschied die gelungene Arbeit von Pfusch.

So anders war der von sachten Bewegungen und verhaltenen Gesprächen erfüllte Raum, in dem an jeweils sechs langen Tischen je vier Handnäherinnen saßen. Am Kopfende stand der Tisch der Directrice und ihrer Assistentin. Hier wurden die Seiden aus Italien, Persien und China nach den Schnittmustern zugeschnitten. Dahinter stand der Tisch, an dem die teuren Pelzmäntel wie Nerz, Nutria, Feh und Biber von meist älteren, schon langjährig in der Firma arbeitenden Frauen *gefüttert* wurden, wie es sprechend hieß. Sie verstärkten das Leder der Mantelteile mit Vliesstoff, an den Rändern mit einem fest gewebten Stoffstreifen und brachten die Schulterpolster an. Sodann wurden

die Seidenfutter eingenäht. Hinter diesem Tisch kam ein zweiter, an dem die weniger wertvollen Mäntel gefüttert wurden, die verschiedenen Persianer-, Fuchs-, Wallabymäntel, und die hinteren Tische waren den aus Persianerstücken zusammengesetzten Mänteln sowie den Reparaturen vorbehalten.

Die Handnäherinnen arbeiteten wie alle anderen auf Akkord, allerdings war der damals noch gemacht. Die vorgegebene Stückzeit war, wie die Stempeluhr, eine Neuerung in der Firma Levermann. Im hellen Raum der Handnäherinnen herrschte zumeist die Ruhe einer nachmittäglichen Hausarbeit, hin und wieder das Rascheln der Seide, das Zischen eines der wuchtigen Bügeleisen.

Der Weg durch diesen Raum zu den weiter hinten gelegenen Waschräumen und Toiletten war begleitet von den leisen Gesprächen der Näherinnen und diesem unbestimmbaren Duft aller nur denkbaren Parfums, der sich süßlich schwer auf das Hirn legte. Hin und wieder, eher selten, blickte eine der Näherinnen von ihrer Arbeit auf. Die Erinnerung bringt mit dem Raum sogleich diese junge Frau vor Augen, die unter ihnen saß, vielleicht drei oder vier Jahre älter als ich, also schier unerreichbar fern, mit ihrem mir zugewandten Lächeln jedoch so nah. Das Erscheinen dieser blond strahlenden Näherin wurde von den Gesellen mit Bemerkungen kommentiert. Vor allem von Breitkamp, meinem Lehrgesellen, einem ehemaligen Marineleutnant, der sie so gern einmal eingeladen hätte, was sie freundlich ablehnte.

Die Lehrlinge wurden für drei oder mehr Monate einem Meister zugeteilt oder einem Lehrgesellen, der kurz vor der Meisterprüfung stand oder sich darauf vorbereitete. Keiner von ihnen hatte eine pädagogische Ausbildung. Breitkamp war, wenn er nicht von seinen Liebschaften sprach – er brauchte Zuhörer –, ein umgänglicher, gut aussehender, witziger, sich mehrmals am Tag das Haar kämmender Mann Anfang dreißig. Er prüfte seinen Kamm, zählte die darin hängenden Haare, schüttelte den Kopf, sagte: Bitte keine Glatze. Er erzählte von seinen norwegischen Freundinnen, die er in Narvik, Stavanger und Bergen gehabt hatte, und von dem vor zehn Jahren zu Ende gegangenen Seekrieg, von U-Booten, Torpedobooten und dem Untergang seines Schiffs, eines Transporters. Der war trotz des heftigen Abwehrfeuers der Flak von englischen Flugzeugen angegriffen und mittschiffs von einem abgeworfenen Torpedo getroffen worden. In wenigen Minuten war der mit Eisenerz aus Narvik beladene Frachter gesunken. Breitkamp hatte das Glück, gerade auf der Brücke Dienst zu tun, sprang in das sieben Grad kalte Wasser und wurde nach wenigen Minuten von einem begleitenden Torpedoboot aus entdeckt und von der Besatzung geborgen. Von dem Schock war ihm der Tick geblieben, dass er, war er aufgeregt, einen Rachenlaut ausstieß, als müsse er Wasser ausspucken.

Das waren die Erzählungen der Überlebenden.

Breitkamp zeigte mir, wie Persianerfelle mit einer Zackennaht ineinandergeschnitten wurden, damit sie die erforderliche Mantellänge bekamen, erklärte die



Formeln für die Berechnung. Er nahm sich Zeit für seine Erklärungen, schob mir allerdings auch Arbeiten zu, die ihm erlaubten, die eigene Stückabrechnung zu verbessern.

Einmal kam eine Näherin, stempelte ihre Karte ab, ging zu ihm und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Ein Lachen, sie gab ihm einen leichten Stoß vor die Brust und ging zurück zu all den anderen Näherinnen. Gott sei Dank, sagte er, sie hat ihre Tage bekommen. Das war, solange ich mit ihm arbeitete, seine Hauptsorge, dass eine seiner Freundinnen schwanger werden könnte. Geschafft, sagte er dann. Und manchmal schwieg er und schüttelte nur den Kopf.

Sein Reden war jedes Mal ein Stich, und ich versuchte das Gespräch in andere Richtungen zu lenken, auf Stavanger, auf die Vorpostenboote und den Schiffsuntergang, auf die junge Frau, die Norwegerin, wie er sie nannte, die nach der Kapitulation der Wehrmacht in Stavanger von ihm schwanger zurückgeblieben war. Er habe sie zurücklassen müssen, betonte er. Die Wehrmacht hatte kapituliert, und er kam drei Monate lang in englische Kriegsgefangenschaft. Zugleich begleitete ihn die Furcht, die Frau könne eines Tages mit dem Kind an der Hand vor seinem Reihenhaus in Rahlstedt stehen.

Und Ihre Frau?, fragte ich.

Kann keine Kinder kriegen.

Die Lehrlinge siezten die Gesellen, diese wiederum duzten die Lehrlinge. Drei, höchstens vier Jahre, dann wird die Lust zur Pflicht, sagte Breitkamp. Heirate nicht, war sein Rat.